

Gerd B. Achenbach

... als ein Schrecken ohne Ende

Eine philosophische Intervention in Zeiten der Corona-Krise

*Der Wille zur unbedingten Sicherung bringt erst
die allseitige Unsicherheit zum Vorschein.*

Heidegger

Die Maßnahmen der Existenzangst gefährden die Existenz.

Krakauer zu Kafkas „Der Bau“

Ihr Lieben,

habt ihr euch einmal gefragt, wieso heute alle Welt putzigerweise „das Virus“ sagt? In den einschlägigen Wörterbüchern heißt es dazu, man könne „der Virus“ sagen wie „das Virus“, und dann setzen sie gewöhnlich hinzu: die sächliche Version, also das Neutrum, sei fachterminologisch üblich. Na, und da frage ich mich: Ist seit neuestem jedermann auf diesem Gebiete Fachmann, eine Art semiprofessioneller Virologe? Nun gut – wenn man die Menschen so reden hört, die seit Wochen, über die öffentlichen Kanäle seit Monaten nichts anderes mehr zu Ohren bekommen als morgens Corona, mittags SARS-CoV-2 und abends Covid 19, möchte man in der Tat meinen, da sei die Fachkunde ins Volk durchgesickert. Doch das meiste, lassen wir uns nicht täuschen, ist nur nachgeredet. Drastischer ausgedrückt: nachgeplappert. – Ein im Grunde drolliger Beweis von fremdinduzierter Gedankenlosigkeit.

Bekennen wir uns hingegen als virologische und epidemiologische Dilletanten – die wir ja tatsächlich sind –, die sich eben deshalb auch nicht genötigt fühlen müssen, mit der Terminologie des Fachmanns und Experten aufzutreten, dürften wir statt dessen auf unser Sprachgefühl vertrauen, das sich eigentlich in jedem, der über diese Sensibilität auch nur restweise verfügt, dagegen sträuben müßte, „das Virus“ zu sagen. Warum?

Nun, falls ein Beispiel hilfreich ist, hier hab' ich eins, und wenn es nötig ist, auch mehr als eins: Da sind zwei Menschen, der eine heißt Petrus, der andere Petra ... Jetzt frage ich: Wer grübelt da lange, in welchem Falle es sich um einen Menschen männlichen, in welchem um einen des weiblichen Geschlechtes handelt? Seid ihr einverstanden, wenn ich sage: Da wissen wir sofort bescheid? Oder – weiteres Beispiel: Julius und Julia, Antonius, Antonia, Marius, Maria, Franziskus, Franziska – in diesen wie in zahlreichen, womöglich zahllosen andern Fällen gilt: Niemand zweifelt daran oder überlegt auch nur – Endung „-us“: männlich, Endung „-a“: weiblich. Das kommt so aus dem Lateinischen auf uns, und selbst Nicht-Lateiner haben das umgangssprachlich über die Jahrhunderte hin verinnerlicht und sich nachgerade einverleibt.

Die Endung „-um“ hingegen, der dritte Fall, signalisiert: „Neutrum“. *Das* Neutrum heißt es. Endung: „-um“. Hieße unser Wort mithin *virum*, nicht *virus*, wäre alles klar und es gäbe kein Vertun: das wäre zweifelsfrei ein Neutrum und es hieße auch auf deutsch mit Fug und Recht: *das* Virum. Aber *virus* – mit einem „das“ davor? *Das* Virus? Wie klingt das denn?

Nun sitzt mit einiger Wahrscheinlichkeit gerade irgend so ein Neunmalkluger, der sich zugeschaltet hat, vor seinem Bildschirm und lächelt mit überlegener Geste, um mich sodann mit seiner wohlpräparierten Kenntnis aus der Schulzeit aufzuklären: Schon der ursprünglich lateinische Begriff *virus* sei für die Römer ein Neutrum gewesen. Oh, so ist das also..., in der Tat: interessant!

Doch ich antworte ihm: Mein Lieber, ich weiß und habe es gewußt, doch ich sage dir, damit ist noch nichts entschieden, vielmehr trägt uns gerade dieser Umstand eine weitere, und zwar subtile Frage ein. Und die lautet: Wie sind um alles in der Welt die Römer wohl darauf verfallen, ausgerechnet dieses Wort, gegen alle doch auch ihnen wohlvertraute Regel, als ein Neutrum auszugeben? Soweit ich weiß, gibt es dazu nur noch zwei weitere Entsprechungen als Sonderfälle der Grammatik: das Wort *vulgus* nämlich – für Masse, Menge, für den Pöbel –, ebenfalls ein Neutrum, nicht weniger sonderbar und nachdenkenswert, obgleich mit der Endung „-us“ versehen – das Wort „vulgär“ leitet sich davon ab –, und der Begriff *genus*, mit dem das grammatische Geschlecht benannt wird. Nun gut, das muß sich ja wohl seinerseits einer gewissen Neutralität befleißigen, wenn es als Oberbegriff für die drei Geschlechter gelten will – denn grammatisch gibt es wirklich *drei* Geschlechter ..., wobei das dritte noch nicht „divers“ ist, sondern „sächlich“, gewissermaßen ein „es“, ein „Weder-noch“, nicht Mann, nicht Weib, und das ganz ohne Sonderprivileg, wie es Minderheiten heute zusteht ...

Zurück zum Virus: Wie kam dieser aus dem klassischen Latein übernommene und bei uns eingebürgerte Begriff schon bei den Römern zu seiner Sächlichkeit, die ihn als Neutrum ausweist? Wie konnte dieses Wort seine ursprüngliche Männlichkeit, durch das „us“ in der Endung angezeigt, verlieren? Ist das nicht erstaunlich? Ja mehr, es muß uns wunderlich anmuten, wenn wir uns vergegenwärtigen, wie der Wortstamm lautet – nämlich: *Vir*,. geschrieben v-i-r. Und *vir* heißt zu deutsch? Der Mann. Richtig. Das dazugehörige Adjektiv, davon abgeleitet, *viril* – heißt eingedeutscht soviel wie „männlich“, „mannhaft“. Und schließlich noch das Fremdwort – nobel, vornehm, auch dies ein Wort, das zu uns eingewandert ist, ein Wort aus der Fremde mit andern Worten –: *Virilität*, zu deutsch: Männlichkeit, Manneskraft, Mannbarkeit. Das ist in der deutschen Sprachlandschaft inzwischen freilich ausgestorben, allenfalls erinnert man sich noch daran und in einem Lexikon veralteter Begriffe wird es wohl noch aufzustöbern sein, sofern man danach sucht ...

Als Philosoph zu guter Letzt habe ich in diesem Zusammenhang geradezu die Pflicht auch noch darauf hinzuweisen, daß der lateinische Begriff für Tugend, das Wort *virtus*,

ebenfalls und ganz ausdrücklich abgeleitet ist von „*vir*“, also von „Mann“ und „männlich“, und bedeutete soviel wie Tüchtigkeit oder schlichter: „gute Männlichkeit“. Für die Römer, wie schon für die klassischen Griechen, waren die Tugenden nämlich das Verhaltens- und Vollkommenheitsideal beispielhafter Männlichkeit.

Und nun – an diesen Stamm! – an *vir*, den Mann, auch noch angehängt jenes regelmäßig das männliche Genus anzeigende Suffix „*us*“, was aus *vir* *virus* machte, das soll mit einem Male als Neutrum durchgehen? Da darf man doch wohl fragen: Was haben sich die Römer dabei bloß gedacht?

Übrigens, was ich fast vergessen hätte: Die alten Lateiner wußten selbstverständlich noch nichts von „Viren“, wie wir sie heute nennen. Die sind ja erst vor guten hundert Jahren entdeckt, zunächst sogar nur vermutet worden ... Nein, für die Römer hieß *virus* soviel wie – ich zitiere aus dem einschlägigen Wörterbuch – „die natürliche zähe Feuchtigkeit, der Schleim, der Saft“, bei den Klassikern, bei Plinius und bei Vergil, steht das Wort außerdem für den „Samen der Tiere“, womit sie sich fortpflanzen, und diesen Fruchtbarkeit gewährenden Samen geben bekanntlich die männlichen Tiere hinzu, während ihn die weiblichen auf ihre Art bloß „empfangen“. So ist das, in der Natur jedenfalls, heute manchem allerdings zum Ärgernis, ich weiß. Doch was soll's? Die Natur ist an Gendereien ihrerseits nicht sonderlich interessiert.

Zur Vollständigkeit sollte ich freilich noch erwähnen, für die Römer stand die Vokabel „*virus*“ schließlich außerdem für „Gift“, zumal für das Gift der Schlange. Diese Bedeutung – *virus* für das Gift – hat ihre besonderen und delikaten Seiten. So heißt es etwa bei Ovid, dort unten, unter der Erde, *ubi illud malum virus latitat*, wörtlich übersetzt: wo sich das unheilvolle Gift verborgen hält. Und das ist? Wir wissen, wie's Ovid gemeint hat, nämlich metaphorisch, das heißt: in Wahrheit meint er *das Geld*, den verruchten Schatz, in einem Erdloch verborgen und Unheil anrichtend, so wie später der Ring des Nibelungen im nordischen Mythos.

Virus als Metapher fürs Geld – das hat was! Denn wirklich – wie jenes so schwer definierbare Wesen, wie der oder das Virus – nistet auch das Geld sich ein bei uns, und vermehrt sich – sofern wir empfänglich dafür sind – einzig und allein in uns und durch uns, in uns muß es brüten um „zu hecken“, denn an sich selber ist das Geld, wie es die Viren sind, impotent, unvernünftig, sich aus eigenem zu duplizieren. Einzig und allein im Wirt, den es befällt, in uns kann es sich vermehren, so wie's die Viren tun. Und manchen, den es heimsucht – jetzt spreche ich vom Geld –, macht es krank, so wie's die Viren machen. Setzen wir hinzu: Gott-sei-Dank nicht alle sind empfänglich, jedenfalls nicht alle gleichermaßen. Und mancher ist inzwischen auch dem Gelde gegenüber, indem er es als reines Lebensmittel nimmt, immun.

Doch mit was unterhalte ich euch hier? Wortplündererei! Wortplunder, mit etwas Hinter-sinn angereichert, zugegeben, und abgelöscht mit einer Portion Philologie. Ist das für

irgend etwas gut?

Nun, vielleicht für die folgende Versuchsanordnung ... Ich schlage euch vor: Bei nächster Gelegenheit, wenn es wieder einmal um die Virenplage geht, verwendet ihr die maskuline Form und sagt beispielsweise , „der Virus“ könne Euch nicht schrecken ... Und wenn euch dann euer Gesprächspartner mit nachsichtiger Herablassung anschaut, weil ihr offensichtlich nicht einmal gecheckt habt, daß es „*das* Virus“ heiße, wie doch alle Welt inzwischen wisse, wißt ihr, wo die Wissenslücken bei eurem Mitunterredner sitzen ... Und dann ist es an euch, nachsichtig zu lächeln ...

Doch auch das ist – zugegeben – Spielerei. Dabei habe ich mit dem Titel meines heutigen „Vortrags ohne Zuhörer“ durchaus – wie soll ich sagen? – Düsteres, ja irgendwie Unheilsschwangeres angekündigt. Hier wiederhole ich es noch einmal, das Thema, die Überschrift. Es ist ein unvollständiger Satz, ein Fragment, nur der Schluß einer Phrase und heißt:

„... als ein Schrecken ohne Ende“.

Nun, ein jeder weiß sogleich, wie er dieses verstümmelte Zitat zu vervollständigen hat, also wie der Auftakt lautet, natürlich, denn es handelt sich um die allbekannte, volkstümliche Redensart:

Lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende.

Als kurze Einblendung: „Volkstümlich“ ist dies „geflügelte Wort“ geworden. Ursprünglich geht es auf einen tollkühnen Husaren-Oberst zurück, der sich zum Superhelden küren wollte, indem er sich mit seinem Freicorps den Truppen Napoleons entgegenstellte. Zu diesem Zweck kam ihm dies rhetorische Glanzstück gelegen, mit dem er seine Leute zum Todesmut anzufeuern suchte: „Lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende!“ – das saß, ist aber weder ihm noch seinen Freischärlern gut bekommen, wie man sich denken kann ...

Doch das klammern wir jetzt einmal ein und fragen uns statt dessen: Sollte man nicht meinen, diese Weisheit von den Gassen sei gewissermaßen wie für uns erfunden, da wir unter der Regie der Virologen keine Mühe scheuen, die Schrecken dieses Viren-Überfalls möglichst hinzuziehen, ihn in der Zeit zu strecken, seine Welle abzuflachen und sie so zu dehnen, was zugleich heißt: zu verlängern, die Infektion, die so oder so kommt – solange kein Impfstoff zur Verfügung steht –, hinauszuzögern, zu vertagen, so wie wir den Zahltag für unsere Schulden verschieben – am liebsten bis zum Sankt-Nimmerleinstag oder jedenfalls bis nicht mehr wir, sondern an unserer statt unsere Kinder zur Kasse gebeten werden?

Apropos Impfstoff: Niemand weiß, *wann* wir ihn haben werden, noch nicht einmal: *ob*, ob überhaupt. Gegen den Aids-Erreger suchen sie ihn schon seit mehr als 40 Jahren und haben noch keinen gefunden ... Und bislang gibt es auch noch keinen Impfstoff gegen

auch nur einen einzigen der zahlreichen anderen wissenschaftlich aufgelisteten Coronaviren, die sogar seit nunmehr 60 Jahren schon bekannt sind. Doch unsere Verantwortlichen sind groß im Vertrösten und werden so zu Verzögerungsmeistern, schieben hinaus und verlegen sich aufs Vertrösten und Vertagen.

Was ist die Folge? Was *droht* als Folge? Ich bin beim Thema:

Ein Schrecken ohne Ende ...

Es ist das Fanal unserer Tage, das Stigma der Moderne. Sie *löst* ihre Probleme nicht, sie *streckt* sie, sucht sie auszudünnen, am liebsten kleinzureden, indem man sie im ewigen Diskurs zerbröseln, bis man's leid ist und ein anderes Problem auftaucht, mit dem wir's wiederum genauso machen – und dies *ad libitum* und *ultimo* so weiter. So meint man – oder bildet man sich ein –, die Probleme handhabbar zu machen.

Doch die Wahrheit ist: So wird man sie nicht los, so kommen sie – als Schrecken ohne Ende – über uns. Bis sie uns erschöpfen oder mutlos machen, ja, nochmals mehr entmutigen, als wir ohnehin schon mutlos sind.

Ihr Lieben, ihr ahnt es – jetzt wird es ernst. Jetzt wird es unangenehm, unbequem, unkomfortabel. Ich will es wenigstens – zu meiner eigenen Entlastung – angekündigt haben. Doch wie leite ich ein, was nun folgen soll?

Vielleicht mit einer These, einer ruppigen, mutigen und unerschrocken hingestellten These, einer Behauptung, der widersprochen werden wird, sofern man sie nicht ausdrücklich verpönt und diffamiert, oder einfach – das ist die milde Variante – ignoriert oder – nochmals milder – nonchalant belächelt. Mich kümmert's nicht.

Hier ist sie, denkt sie euch *kursiv* gesetzt:

Die Szene, die uns die Menschheit – oder seien wir bescheiden, beschränken wir uns auf die Völker hier bei uns im alt gewordenen Europa, das man mit schöner Ahnung Abendland genannt hat, das Land des Sonnenuntergangs ... –, die Szene also, die uns die Menschen unterm Eindruck der heraufgezogenen Corona-Infektion in diesen Tagen bieten, läßt auf eine untergründig fortgeschrittene Ermattung, eine Schwächung, eine mentale Vorerkrankung schließen – der Philosoph, der das kommen sah, war Nietzsche, sein Wort dafür, sein diagnostischer Begriff heißt ...: *Décadence*.

Der Mensch wird – aufs Ganze gesehen – ängstlich, er läßt Vorsicht walten, wird umsichtig, behutsam und zumal empfindlich, er gibt acht, daß nicht sein Fuß an einen Stein stößt, schöner wär's, wenn wir sagten: daß sich sein Füßchen nicht an einem Steinchen stoße. Einer Gefahr begegnet er nicht tapfer, weder mutig noch entschlossen, er bietet ihr die Stirn nicht, wie es einmal hieß, packt sie nicht bei ihren Hörnern – nein, er geht ihr aus dem Weg, so gut es geht und solange es nur irgend gehen will. Aus einem Tier, das Beute machte, ist ein Beutetier geworden, aus dem Jäger ein Gejagter, der die Flucht

ergreift, statt sich dem Feind zu stellen.

Vor allem aber fordert er – wie die Lämmer auf der Weide, wenn sie denn reden könnten –, man möge uns zu unserm Besten in Sicherheit, hinter einen Zaun, in ein Gehege sperren, irgendwie und irgendwo an einen Ort, an einen, wo uns jedenfalls der böse Feind nicht findet.

Der geschwächte Mensch, kränklich fast von Anfang an und von Grund auf, ein zartes Pflänzchen der Kultur, das, damit es sich entwickeln und gedeihen kann, Schirm und Schutz braucht und dazu viel Nachsicht und Behutsamkeit und pflegliche Bekümmern, dieser Spätling einer hundertjährigen Moderne, die sich geflissentlich seiner Wünsche und Bedürfnisse und Sorgen annimmt, ihn verwöhnt und ihm, was immer er begehrt, beschafft, und – wie der Gott einst – bereits weiß, wessen er bedarf, noch bevor er selbst es wüßte ... – dieses Früchtchen, herangewachsen in einem zweiten Garten Eden, in einer Welt aus Wohlstand, Obhut und geordneter Versorgung, dieser letzte Mensch will vor allem eines, eines unbedingt und ausnahmslos: er will, daß man ihn *verschont*. Er möchte, daß man ihn mit allen schlimmen, schrecklichen, gar fürchterlichen Sachen, mit allem, was nicht „sein Ding“ ist, wie er sagt, in Ruhe läßt. Um dieses eine bittet er, er bittet, laßt mich in Ruhe! Er will, wie ihm ein Singemädchen vorgesungen hat, „ein bißchen Frieden“

... und außerdem ein bisschen Sonne
... ein bisschen Freude und ein bisschen Wärme,
... ein bisschen Träumen und ein bisschen Liebe.

So hat sie gesungen, das Mädchen, das von sich selber sagt im Lied, „hilflos“ sei sie, wie „ein Vogel im Wind“. – Doch der Vogel im Wind – ist der tatsächlich „hilflos“? Ich setze hinter diesen Satz ein Fragezeichen: Die Vögel sind *nicht* dekadent.

Und damit zurück zu uns, zum Sorgenkind des eingeläuteten – nein, das paßt nicht mehr ... –, des angebrochenen einundzwanzigsten Jahrhunderts, zum säkularen Menschen dieser Tage ...

Was fürchtet er vor allem oder *wen*? *Wer* ist der absolute Herr, dem er sich unterwirft – und zwar bedingungslos, um jeden Preis, es koste, was es wolle?

Keine Frage: Es ist *der Tod*.

Der legt sich darum wie ein schwarzer Schatten über ihn und macht ihm Angst als unheimlicher Gast, als der verborgene Gefährte, den er nicht mehr los wird. Eben darum darf man ihm nicht wehe tun, ihm auch nur Böses sagen, kein falsches Wort, das ihn verletzen könnte, denn er ist sehr verletzlich; wie ihn ein kurzer schräger Blick bereits, der ihn nur flüchtig streifte, tief verwunden kann. Darum erträgt er's nicht, wenn jemand ihn berührt, es schaudert ihn, als griffe der Unnennbare, der Fürchterliche selbst nach ihm ... – und so ist das Wort des Menschensohns, das er zur Maria Magdalena sagt, *noli*

me tangere – „rühr’ mich nicht an!“ –, sein Wahlspruch, die Devise aller Schutzbedürftigen, und neuerdings, variiert zum „Rührt sie nicht an!“ die Losung, die zum Schutz der Schutzbefohlenen ergeht. Nehmt Abstand, heißt es, haltet euch zurück, nehmt euch in Acht, ein jeglicher vor jedem, auf daß ihr lange lebt auf Erden.

Was spielt sich da ab?

Es ist, als werde, wer den anderen zu nahe kommt, hineingezogen und er verliert sich und haftet unversehens an den andern, klebt daran, da hakt dann eins das nächste unter und dieses wieder einen Nächsten und so fort und immer fort, und so tanzen sie in irrer Polonaise dem schlimmen Tänzer, der sie anführt, in die Arme ... Totentanz, schauerliches *Après-vie* ... Aber das ist nur ihr Phantasiebild, das sie schreckt, und darum stehen sie in Wahrheit folgsam und ergeben ganz still und jedes separat für sich in gebotener Distanz.

Ihr Lieben – bin ich nun, wie man mir sagen wird, ein Spötter? Ein unzulässiger dazu, ein letztlich unverantwortlicher, volkspädagogisch schädlicher Satiriker? Bin ich, wie der Einwand lauten wird, offenkundig außerstande, ernst zu nehmen, was doch alle andern, ja, was alle Welt mit guten, besten, wohlerwogenen und wissenschaftlich validierten Gründen ernst zu nehmen willens und bereit ist? Und nur darum und mit allem Recht verhalten sie sich auch danach? Während ich mir, offenkundig unbelehrt, erlaube, mir einen Jux daraus zu machen?

Aber nein, das ist nicht wahr. Das Gegenteil ist wahr. Ich versichere es euch. Ich nehme meinerseits nur anderes, etwas, das darunter liegt, tief darunter im Verborgenen und Dunklen, ernst. Und dies sehr ernst sogar. Es macht mir Beklemmungen und eine kafkaeske Welt taucht vor mir auf, beziehungsweise die des Hamlet und das abgründige Wort:

„Ist dies schon Wahnsinn, so hat es doch Methode.“

Und so denke ich auch nicht daran, zu kuschen.

Vielmehr halte ich dagegen: Alles, was in unserer beachtlichen, erhabenen, großdenkenden und groß empfindenden Kultur bisher Respekt genoß, in Ansehen gestanden hat, Bewunderung erfuhr, als Vorbild galt, was Anspruch darauf machen durfte, als frei und herrlich, mutig, selbstbestimmt zu gelten (lateinisch: autonom), ja, was als vernünftig angesehen wurde, alles, zu dem du aufschaust, nicht hinunterblickst, alles das hat – in die Waagschale gelegt – den Tod aufgewogen und nahm ihm seinen Schrecken. Für alles dieses galt, womit der Chor in Schillers Drama, in der „Braut von Messina“, die Tragödie beschließt:

*Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Übel größtes aber ist die Schuld.*

Belassen wir es hier zu unserem Zweck bei der ersten, mithin der vorletzten Zeile des Stücks: Das Leben ist der Güter höchstes *nicht*, oder, da ein solch hochdichterischer

Genitiv nicht mehr jedermann vertraut ist: Das Leben – das heißt: das bloße Leben, das nackte Überleben – ist *nicht* das höchste Gut, ist nicht das, worum sich alles dreht, sich alles drehen *sollte*, drehen *dürfte*, ist nicht das, worauf es ankommt. Erstlich nicht und letztlich nicht. In der sprachlich abgespeckten Fassung dieser Tage: Es ist *nicht* der höchste „Wert“.

Es ist beschämend, daß wir auf das Wort des amtierenden Bundestagspräsidenten haben warten müssen, der von höchster, staatlicher Stelle aus diesen im Grunde schlichten, zugleich allerdings fordernden und anspruchsvollen Gedanken noch einmal bekräftigte und zugleich daran gemahnte, das Grundgesetz kenne ein anderes Gut, dessen Rang durch den versichernden Zusatz ausgesprochen wurde, es sei „unantastbar“, und das ist *die Würde des Menschen*.

Einige nachdenklich-besonnene Juristen, professionsgeschuldet verblüffungsresistent wie wenige – Udo di Fabio und Uwe Volkmann gehören dazu – hatten dies ihrerseits zwar auch schon in Erinnerung gerufen, doch mein Eindruck ist: Man hat sie nicht gehört, man hat ihre Zwischenrufe vorsichtshalber *überhört*.

Der Mensch, der sich begnügt, der nur ein bißchen Frieden will und dazu vielleicht ein bißchen Liebe, hat dafür nicht die Ohren, der hat's gern kuschelig und warm und macht es sich gemütlich, wo immer es sich machen läßt. Der meint zumal ein Recht darauf zu haben, daß man ihn in Ruhe läßt, ihn nicht behelligt, und schon gar nicht soll man ihm mit solchen fürchterlichen Worten kommen wie mit „Sterblichkeit“, oder damit, daß wir befristete und endlich hinfällige Wesen sind, die nur auf Abruf leben. Nein, der hat sich in der Illusion verhaust, sein Leben gehe alle Zeit so weiter wie es geht und wie er es bisher so vor sich hingelebt hat.

Der hat eine andere, man dürfte sagen: nach-kulturelle Meinung, wenn wir uns bei ihm erkundigen, worum es letztlich gehe, was das höchste Gut sei, dem alles andere geopfert werden müsse, dem alles diene und zu dienen habe – dem neudeutschen Motto nach: *Whatever it takes ...* Was wird seine Antwort sein, wenn wir ihn so fragten? Wir hörten nur ein Wort von ihm, ein einziges: *Gesundheit!*

Ein solcher Zeitgenosse pfeift was auf die Würde, Hauptsache, er ist gut drauf, ist gut dabei und fühlt sich fit – und wenn er außerdem noch einen Wunsch frei hat, wünscht er sich ein gutes Leben, und damit meint er: eines, das nicht streßt, das nicht in Mühsal auszuarten droht, das ihn nicht überfordert, und ansonsten wünscht er sich ein gutes Feeling. Mehr ist nicht nötig, mehr braucht er nicht.

Ich muß etwas ergänzen. Ich habe noch nicht erklärt, inwiefern ich es als Beschämung erlebe, wenn wir uns ausgerechnet von den Juristen daran erinnern lassen müssen, daß ein Leben, das unseren Respekt verdient, nicht jämmerlich an seinem „bißchen Leben“ hängt und alles tut, was man ihm abverlangt, solange man es nur am Leben läßt.

„Schlagt mich nicht tot, und ich tue, was ihr wollt!“

Mußten wir uns wirklich von den Hütern der Verfassung an diesen Grundsatz aller Sittlichkeit erinnern lassen, alles Großen und Erhabenen, einer mehr als billigen Moral und allen Anstands, also dessen, was man einst „Humanität“ genannt und was den Stolz des Menschen ausgemacht hat, sein Selbstbewußtsein, das Pathos seiner Freiheit, die geradesteht und aufrecht und sich nicht krümmt, sich schon gar nicht unterwirft?

Hat es denn je – um nur daran zu erinnern – eine Tragödie von Belang gegeben, in der uns nicht die Unerschrockenheit des Helden und der Heldin für sie eingenommen hat, diese heroische Entschlossenheit, die für etwas einsteht, das es wert ist, daß – wenn es darauf ankommt – der Mensch selbst sein Leben daran setzte – statt zu winseln und sich wie der Wurm, auf den man tritt, zu winden?

Daß die Würde höher anschlägt als das bloße Leben, ist doch nicht deshalb wahr, weil dieser Grundsatz unser Grundgesetz eröffnet, so begrüßenswert der vielzitierte Auftakt ist: Artikel 1, der 1. Absatz – ihr kennt den Text:

„Die Würde des Menschen ist unantastbar.“

Die Juristen – und dann auch Wolfgang Schäuble – haben allerdings entschieden Wert darauf gelegt, den Folgesatz, der dem Artikel erst das ganze Schwergewicht verleiht, nicht zu übergehen. Und auch ich zitiere ihn darum: „Sie – das heißt die ›Würde des Menschen‹ – sie zu achten und zu schützen ist Verpflichtung aller staatlichen Gewalt.“

Da heißt es also ganz ausdrücklich nicht: „es“ zu schützen, sondern „sie“, nicht „es“, das Leben, sondern „sie“, die Würde – jedenfalls in erster Linie und allem anderen voran.

Doch das ist für den abgetauchten, in sich selbst verkramten, den schreckhaften, weil um sich besorgten Menschen nicht mehr nachvollziehbar – und in der Therapie von seinem Therapeuten läßt er sich darin auch noch bestärken. Er hat das alles hinter sich. Wofür die Menschen einst ihr Leben in die Schanze schlugen, für ihre Ehre, für die Tadellosigkeit und Lauterkeit der Überzeugung und die Reinheit der Gesinnung, nicht zuletzt für ihre Freiheit, ihre Unabhängigkeit, im besten Sinne ihren Eigensinn – er schüttelt nur den Kopf, denn er versteht’s nicht mehr. Er glaubt vielmehr, er sei berufen, die Vorangegangenen solchen Irrsinns wegen zu bedauern. „Die Armen“, denkt er, und ist selbst der Ärmste.

Und so sahen wir ihn nun vorüber huschen auf fast leergefegten Straßen und auf ausgeräumten Plätzen, in den Gängen der Geschäfte, ängstlich hinter seinem Mund- und Nasenschutz verborgen in furchtsamer Distanz zu seinen Zeitgenossen, um die er sorgsam einen Bogen macht: Es ist, als tastete er sich mit seinen Augen, die knapp über den Rand der Maske linsen, durch die Welt, die ihm mit ihren unvorhersehbaren Schrecken und Gefahren irgendwie nicht mehr geheuer ist. Er muß auf der Hut sein, trägt er doch

Sorge um das Kostbarste, das ihm zu eigen ist, das ist: er selbst ...

Darüber aber schrumpft er ein und wird ein Hutzelmännchen, am Ende noch ein Hutzelmännchen und das Weib zum Weiblein. Wie das sonderbare Tier in Kafkas später, unvollendeter Erzählung, „Der Bau“, gräbt er sich ein, bringt er sich in einem ausgefuchsten Labyrinth von Gängen, unterirdisch angelegten Plätzen und Versorgungschächten – wie er meint – in Sicherheit. Doch je mehr er um sein Leben bangt und sich gegen seinen unsichtbaren, eben darum fürchterlichen Feind zu wappnen sucht, je ausgeklügelter die Einrichtungen sind, die er zur Vorkehrung und Abwehr der niemals wirklich abschätzbaren Vielfalt von Gefahren aufbaut und in mühevoller Arbeit zu befestigen und abzudichten sucht, desto mehr verkümmert ihm sein Leben und er selbst und wird erbärmlich und verliert am Ende seinen Sinn.

Einmal, ein einziges mal, in einem kurzen, hellen Augenblick, scheint es, als ginge diesem vergrübelten Grabetier die rettende, erlösende, ja befreiende Einsicht auf, die das Wesen allerdings zu seinem Unglück augenblicklich auch schon wieder fallen läßt – es handelt sich schließlich um eine Erzählung von Franz Kafka, an dem die Krankheiten des Jahrhunderts nachgerade exemplarisch ausgebrochen sind ...

Es malt sich aus, wie es wohl wäre, wenn es sich einfach oben auf seinen Bau mitten in die Sonne legte, für seinen Feind und alle, die ihm übel wollen, weithin sichtbar und gänzlich ohne allen Schutz und alle Vorkehrung, wie dieses Tier sie unten in dem Bau zu seiner Sicherheit und Rettung vor den Feinden vorgesehen hatte. Dann dürfte es sich sagen – und streifte so für einen Augenblick eine wahrhaft tiefe, lebenspraktisch ausgezeichnete wie auszeichnende Wahrheit –, dann, dürfte es sich sagen, mag der Feind kommen, ich bin bereit ...

Doch Kafkas Tier, darin dem letzten Menschen innerlich verwandt, wischt die rettende Vision im selben Augenblick, da sie ihm kam, auch schon wieder weg, erledigt sie mit einer Deutung: „kindische Träume“, kommentiert das Tier sich selbst. Seine Rettung fürchtet es als die Versuchung. „Ein kindischer Wunsch“, sagt Kafkas Tier – ich nehme das als Stichwort auf für mich zum Schluß ...

Mein jüngster Sohn, fünf Jahre alt, hat mich gefragt: „Papa, weißt Du, wer blöde ist?“ Und ich, weil ich mir vorgenommen habe, mit meinen Antworten stets ehrlich und gewissenhaft zu sein, sage brav: „Nein.“ Daraufhin Otto, mein Sohn: „Corona.“ Und ich: „Recht hast du“.

Mittlerweile allerdings, wenn ich mir meine vielleicht doch zu rasche Antwort noch einmal bedenke, zweifle ich, ob sie gut und recht war. Vielleicht ist Corona doch nicht blöd, vielleicht zieht sie für uns gerade einen Schleier beiseite, daß wir sehen, was mit uns los ist. Darüber aber belehrt uns nicht so sehr das, was wir haben, sondern das, was uns fehlt.

In den zurückliegenden 30 Minuten habe ich versucht, einen Blick auf diese Lebensbühne zu werfen, die sich auftut, wenn wir uns von Corona den Vorhang aufziehen lassen. Mit Verstehen und Begreifen und Hinsehen fängt alles, was uns bekömmlich ist, an – und manchmal verlangt es Mut. Ich hoffe, ich habe es daran nicht fehlen lassen.

In meinem ersten Vortrag, den ich hier vor einer Kamera gehalten habe statt im Gespräch mit anwesenden Menschen, habe ich, was fehlt, schon einmal benannt: ich nannte es Gelassenheit. Die aber fällt nicht zu, sie kehrt bei uns ein, sobald wir sagen dürfen:

Nicht_tot_sein ist der Güter höchstes *nicht*,
Der Übel größtes aber ist: *verzagt, verschreckt, in nicht enden wollender Besorgtheit um sich selbst zu leben.*

Ein anderer, nicht Schiller, sagte das ungeheuerliche Wort:

Denn wer sein Leben retten will, der wird es verlieren.
(Mt. 16,25)

Im Nachspann:

Die Meisten werden, wenn sie am Ende zurückblicken, finden, daß sie ihr ganzes Leben hindurch ad interim gelebt haben, und verwundert seyn, zu sehn, daß Das, was sie so ungeachtet und ungenossen vorübergehen ließen, eben ihr Leben war, eben Das war, in dessen Erwartung sie lebten. Und so ist denn der Lebenslauf des Menschen, in der Regel, dieser, daß er, von der Hoffnung genarrt, dem Tode in die Arme tanzt.

Schopenhauer, Parerga und Paralipomena II, § 145